Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 6 (1902-1903)
Heft: 12

Artikel: Eine Mutter : Idylle aus einer schweizerischen Kleinstadt [Schluss]
Autor: Vögtlin, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667924

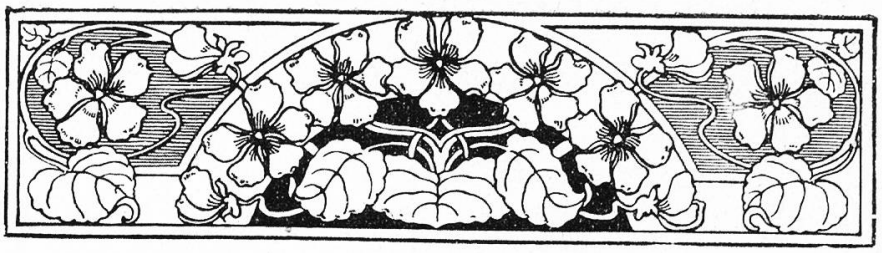
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Im Herbst.

Von Alfred Huggenberger, Bewangen.

Nun muß der Sommer scheiden,
Der Tag kam früh, der Tag kam bald.
Der erste Reif liegt auf den Weiden,
Das Schweigen wandelt durch den Wald.

Die alten Tannen träumen
Von Sang und Sonnenherrlichkeit;
Ein Wort klingt zitternd in den Räumen:
„Wo ist denn Deine Sommerszeit? . . .“

Ich muß mich bang besinnen.
Wie, ist so kurz ein Lebensjahr?
So vieles gilt's noch zu gewinnen,
So wenig Träume wurden wahr. —

Der Reif liegt auf den Weiden,
Das Schweigen wandelt durch den Tann.
Froh sah ich manchen Sommer scheiden —
Heut' kommt mich leis ein Trauern an.

Eine Mutter.

Idylle aus einer schweizerischen Kleinstadt.

Von Adolf Vögtlin.

(Schluß.)

Der Arzt paffte ein paarmal, sich in das Mundstück nach seiner Art verbeißend, aus der Pfeife und fügte hinzu: „Übrigens will ich mir die Geschichte heute nachmittag doch noch genauer ansehen. — Aber seien Sie stark und spielen Sie nicht den Heulmeier, wie das leidiger Brauch ist bei den Sentimentalen. Die Pietät ist ja doch nichts anderes als eine Auswucherung am menschlichen Herzmuskel, die ihn verhindert, ausgiebig zu arbeiten und sich in genußvoller Tatkraft auszuleben. Den Starken soll die Welt gehören; die Unbedeutenden, Gebrechlichen, Schwachen und Fehlerhaften, die den andern Luft und Licht versperren, sollte man nach meiner Ansicht aussetzen oder mit einem gründlichwirkenden Schlafmittel zur ewigen Ruhe einlullen dürfen. — Wenn nur das Opium nicht zu teuer wäre! — Leben Sie wohl, Meister Bächlin!“

Heinrich verließ kopfschüttelnd das Haus des Arztes, der ihm mehr denn je als ein sonderbarer Heiliger vorkam. Doch kannte er sein gutes Herz und wußte, daß er nur äußerlich scharfkantig war, erinnerte sich an Taten von ihm von wahrhaft edler Menschengüte und Selbstverleugnung; wußte man doch allgemein von ihm, daß er die Armen auf dem Lande, die er rücksichtsvoller behandelte als die begüterten Städter, ohne Entgelt kurierte und ihre Not linderte, wo er konnte.

Als der Doktor sich am Nachmittag bei Heinrichs Mutter einfand, stellte es sich heraus, daß er nicht nur mit den Händen, sondern auch mit dem Herzen

wohlzutun verstand. Er richtete sie, die sich ganz in seinem Sinne als unnützes Wesen hinstellte, das am besten tue, sich wie ein mageres Bächlein in der Erde zu verkriechen, teilnahmsvoll auf: „Noch nie hab' ich erlebt," beteuerte er, „daß eine gute Mutter überflüssig gewesen wäre. Wer schwach an Körper ist, vermag manchmal durch erstaunliche Willenskraft und hochgesinnten Opfermut Werke zu vollbringen, die ans Wunderbare streifen. Niemals darf der Mensch verzagen und sich selbst wegwerfen; denn unter allen Umständen ist das menschliche Leben das Kostbarste, was es auf Erden gibt, sofern es sich einem würdigen Zweck zu widmen vermag; niemals kann seine Leistung durch diejenige eines Tieres oder gar einer Maschine ersetzt werden. Und die Treue, Frau Bächlin, mit welcher die Augen einer Mutter über dem Gedeihen ihrer Kinder wachen, ist unschätzbar und unersetzlich. — Und eine Mutter wie Sie, die so tapfer gekämpft und ihre Kinder zu vollgültigen Menschen emporgezogen hat, die braucht sich nie zu verkriechen, die bleibt ein Beispiel für andere und bleibt im Kreis der Familie die Sonne, an deren freundlichem Licht, an deren reinem Glanz Kindeskinder noch ihre liebesbedürftigen Herzchen sättigen."

„Ja," sagte sie gerührt — und aus der Trübe ihres besorgten Antlitzes brach die Freude verklärend hervor — „es mag etwas an dem wahr sein, was Sie sagen, Herr Doktor. Schon oft gab das Bewußtsein, daß ich aus meiner Erfahrung heraus die fallenden Stützen meiner Familie aufzurichten und zu verstärken vermochte, mir mitten in meiner körperlichen Hilfslosigkeit Kraft und Mut zum Weiterleben. Auch jetzt ist wieder ein Verhängnis im Anzug, dem noch begegnet werden kann, wenn mir der Herrgott das Leben noch für einige Monate läßt!" Und sie erzählte ihm vertrauensvoll die Angelegenheit Heinrichs.

Der Arzt pflichtete ihrer Meinung bei, daß nur ein kraftvolles und ernsthaftes Mädchen einem Mann in solchem Berufe, wie ihn Heinrich übte, gewachsen sei, daß die etwas fahrige Art der Kellnerin Bärbele trotz dem Geld und Gut, das sie später von der ihr verwandten Besitzerin des Gasthofs zu erwarten habe, sich kaum auf die Dauer mit dem mannhaften und soliden Charakter Heinrichs vertragen würde. Zu ihrer Befürchtung wegen ihres nahenden Endes jedoch lächelte er beruhigend: „Na, na, liebe Frau Bächlin, so weit sind wir denn doch nicht!" und scherzend fuhr er fort: „Wenn Sie wollen, können Sie getrost noch eine Rente bei der Altersversicherung kaufen!"

„Sie Spaßvogel! — Aber wollen Sie nicht den Fuß einmal in Augenschein nehmen, bevor Sie den lustigen Faden weiterspinnen?" fragte die Mutter, von dem fröhlichen Wesen des Arztes angeheitert. „Dazu ist man ja hergekommen!" entgegnete er und entblößte vorsichtig den vom Schuhwerk befreiten kranken Fuß von seinem Verbande.

„Ei, ei, ei," rief er nach kurzer Besichtigung der Wunde und blickte der Frau ängstlich verwundert ins Gesicht. „Da hat's bös gewirtschaftet!" Ohne ein Wort zu sagen, löste er etwas Karbol in Wasser auf und wusch ihr die Wunde sanft mit einem Wattenpfropfen aus, während die Kranke auf die

Zähne biß und nur hie und da leise aber schmerzlich seufzte. Nachdem er einen neuen Verband angelegt hatte und nun das Wort nahm, war alle scherzhafte Anwandlung verflogen:

„Liebe Frau, nun gibt's kein Hinausschieben mehr. Wir müssen eine Operation wagen und zwar so schnell als möglich."

„Es soll den Fuß kosten?" fragte sie halblaut, fest an sich haltend: „Ja, ja, das hab' ich mir so halb und halb gedacht! — Gibt's wirklich kein Zuwarten mehr?" fragte sie dringend. Und als der Arzt den Kopf schüttelte, brachen ihr die Tränen aus den Augen hervor und fielen ihm auf die Hände. Da stand er auf und sagte fast feierlich: „Noch nie haben meine Hände solchen Schmuck getragen — die Tränen einer Mutter! Ja, das sind Sie, eine Mutter, denn ich kenne Sie zu gut, als daß ich annehmen könnte, Sie weinten Ihrem Fuße nach, der geopfert werden muß".

Sie gab sich einen Ruck und ging gewaltsam über das Lob des Arztes hinweg, wenn auch nicht ohne die wohltuende Wirkung desselben in ihrem Herzen zu verspüren. Dann atmete sie tief auf: „Also gibt es wirklich nichts anderes als das Wegschneiden?"

„Wenn Sie dauernd geheilt sein wollen, nicht! Wir können vielleicht durch eine Sonnenheilkur die Entwickelung zurückdrängen, auf Monate, sogar Jahre, dann aber kommt die Geschichte wieder und der Fuß muß dennoch fallen".

„O, dann ist alles gut," rief sie hoffnungsmutig aus „mir kommt es ja nur auf die nächsten Wochen an, die gilt es zu retten und zu benützen."

Allein die Kur läßt sich hier nicht machen. Sie müssen in eine Anstalt und brauchen dazu wenigstens zwei bis drei Monate".

„Dann ist es wieder nichts mit meiner Hoffnung!" sagte sie fast tonlos. Nun entgegnete der Arzt voll Mitleid: „Ich will sie nicht drängen, liebe Frau, doch müßte ich mir ein Gewissen daraus machen. wenn ich Ihnen nicht eine rasche Entscheidung nahe legen würde. Es hängt von wenigen Tagen ab, ob die oberen Teile angegriffen werden und also hernach mit amputiert werden müssen oder nicht. — Ich komme jetzt regelmäßig bei Ihnen vorbei, um die Wunde auszuwaschen. Schonen Sie inzwischen den Fuß soviel als möglich und dann" . . . er nahm sein schwarzes Stöckchen und seinen hohen Hut und schüttelte ihr herzhaft die Hand . . . . . „seien Sie stark wie immer . . . Auf Wiedersehen!"

Heinrich hatte, aus der Backstube blickend, den Arzt den hintern Weg nach der Kaserne gehen sehen und kam jetzt zur Mutter herauf geeilt, die auf dem Sofa lag, ganz aufgelöst, ihr Antlitz mit dem Taschentuch bedeckend.

„Mutter, was hat der Doktor gesagt?" rief er besorgt. Da fand die vom Schmerz überwältigte Frau ihre Fassung wieder und sagte scheinbar gelassen: „Wir müssen halt das letzte wagen, wenn der übrige Körper nicht von dem Krankheitsgift durchsetzt werden soll."

Heinrich wandte sich ab, um seine Ergriffenheit zu verbergen. Sie bemerkte es und sagte fast barsch: „Da nützt alles nichts, man muß sich darein schicken".

Er selber drang nun in die Mutter, daß sie die Operation sofort vornehmen lasse, ehe es zu spät sei, und machte ihr den Vorschlag, daß er während ihrer Abwesenheit im Spital eine Haushälterin zu sich nehme. Da schien es ihr, als habe er sich zu rasch in die neue Lage hineingefunden, als habe er im stillen und im voraus schon Ausschau gehalten nach einem Ersatz für sie, und ihre Besorgnis wuchs.

Allein sie war, wie der Arzt bekannt hatte, eine starke Frau, deren Verstand das Gleichgewicht noch lange nicht verlor, wenn schon das Herz ins Beben geriet und ungleich, bald jäh, bald zögernd, schlug. Um keinen Preis durfte das neue Feuerchen in Heinrichs Brust geschürt werden, sie wollte alles versuchen, um wiederholtes Zusammenkommen der beiden Liebenden zu verhüten; dem Sohne mußte sie das Gängelband, von dem sie ihn befreit hatte, von neuem über die Schulter werfen.

Als er am Abend ausgehen wollte, hielt sie ihn mit der egoistisch klingenden Bitte zurück, ihr Gesellschaft zu leisten, ihr etwas Gutes vorzulesen, damit sie ihren Zustand um so eher vergessen und ihre Ruhe für die Nacht finden könne. Er ging sofort auf ihren Wunsch ein, trat ans Büchergestell, wo neben Jeremias Gotthelf und Peter Hebel auch Gottfried Keller, der schon längst der geistige Nährvater von Mutter Bächlin geworden, in soliden Bänden aufgestellt war, und holte ein Buch von diesem herunter. Über dem Lesen der halb biographischen, halb phantastischen Novelle, „Der Landvogt von Greifensee" kamen Mutter und Sohn in eine Zauberstimmung, worin die freie Vergangenheit in drolligen, leuchtenden Figuren von rosigem Schein vor ihnen auf- und niedergaukelte und die graue, beengende Gegenwart in den entlegensten Hintergrund zurückgedrängt wurde. Heinrich, der mit schlichtem Verständnis vorlas, mußte oft innehalten, um sich vor dem Zwang, bloß zu kichern und zu lächeln, statt frei herauszulachen, zu befreien, und endlich befanden sich Mutter und Sohn in einem Sonnenbad ausgemachter Lustigkeit; die Mutter setzte der Stimmung die Krone auf, indem sie selbst an den Schrank ging, eine Flasche Wein herausholte, zwei Gläser füllte und ihren Sohn aufforderte: „Jetzt wird eins getrunken auf den göttlichen Spaßmacher, der mit Witz und Anmut die niederträchtigsten Schmerzen aus Leib und Seele hinwegbadet. Stoß an, Heinrich, auf den zuverläßigsten, wahrhaftigsten Herzensbefreier, auf den mildesten aller Luft-, Wasser- und Sonnenheilkünstler, unsern Gottfried Keller von Zürich!" Und die beiden, die einander im Lachen wieder gefunden hatten und zugleich über eine Tagesgefahr hinweggekommen waren, leerten ihr Glas auf den Dichter.

Bevor sie sich dessen versahen, war es Zeit geworden, zu Bett zu gehen. Da die Mutter den Schlaf nicht gleich fand, nahm sie einen andern Keller-

Band vor und las in „Regel Amrain und ihr Jüngster", das sie immer als eine Art Erziehungsbuch für schweizerische Mütter angesehen hatte, welche mit der Tapferkeit des Herzens, die das Unglück überwindet, den Willen verbinden, die Jungen zu brauchbaren Menschen heranzuziehen. Brauchbar aber erschienen sie, wenn sie neben dem persönlichen Gedeihen vor allem dasjenige der engern und weitern Heimat im Auge behielten, ohne gerade hohen Idealen zuzustreben, die nach der Ansicht solcher Schweizerinnen sich von selbst einstellen, sofern der heranwachsende und ins öffentliche Leben tretende Schweizerbürger nur Charakter hat und sich mit Ernst der großen Angelegenheiten des Landes annimmt.

Schon oft hatte Mutter Bächlin aus diesem klugen Buche Rat geschöpft oder sich bestätigen lassen in der Anwendung ihrer bisher geübten instinktiven Erziehungsweise, wenn eine Verlegenheit sie zur Benützung raffinierter Mittel verleiten, oder wenn ihr über dem kleinlichen Ernst des Alltags der Humor abhanden kommen wollte. Auch diesmal enthüllte ihr ein Streich der Frau Regel Amrain mit blitzschneller Erleuchtung ein Stück ihrer eigenen Natur, die Frauenlist, die sie in letzter Zeit, seit dem Tode ihres Mannes, nur wenig mehr geübt hatte. Sie brütete einen Kunstgriff aus, den die Verhältnisse selbst vorbereitet hatten und der eigentlich in der Luft lag: Die Hausgrube, die in den letzten Tagen einen andern Duft ausgesandt hatte als die Frühlingsblumen, sollte geleert werden, das mußte zu willkommenen Verwickelungen mit dem Platzkommando und zu einem vorübergehenden Abbruch des Geschäftsverkehrs mit dem Roten Haus führen. Über dem Ausbrüten dieser zeitgemäßen und daher verzeihlichen List überkam die Mutter Bächlin das glückliche Gefühl, als hätte sie den Sohn, der wenigstens für diesen Abend geborgen war, für immer gerettet, und es floß vom Herzen her als wohlige Welle über ihr Gesicht, einen milden Schlummer vorbereitend.

Am nächsten Abend war man wieder bei Gottfried Keller zu Gaste, zu dem die Mutter eingeladen hatte, und wiederum vergaß sie ihr Leid, und der Sohn . . . so erschien es ihr wenigstens . . . seine zweite Liebe.

In aller Frühe wurde am Morgen eine „Friedenskanone", die mit kräftigen Kühen bespannt und von einem Bauern aus dem benachbarten Dorf gelenkt wurde, rückwärts in die enge Gasse eingeführt und mit dem überflüssigen Stoffe geladen.

Es dämmerte eben, und Heinrich hatte die goldbraunen Brötchen und Wecken gerade aus dem Ofen gezogen, als die letzte Ladung hinter dem Hause herum über den Kasernenplatz abgeführt werden sollte, da der vordere Teil der Gasse, der gegenüber dem roten Haus auf die Hauptstraße mündete, für Fuhrwerke verboten war.

Kaum war die Kanone auf dem Kasernenplatze aufgefahren, als der vor dem Portal aufgestellte Wachtposten herbeieilte und den Bauern mit dem gefällten Bajonett anhielt: „Vom Kommando aus ist es streng verboten, Jauche

nach fünf Uhr über den Platz zu führen!" . . . „Ach, was! Das ist die letzte Fuhre! Ein paar Minuten auf oder ab: so genau können wir's nicht halten!" entgegnete der Bauer ruhig. „Ich kann doch die Fuhre nicht stehen lassen. Das darf ich ja auch nicht!" Er holte mit der Geißel aus, um sein Gespann anzutreiben. Da rief der Soldat die Wache ins Gewehr. Der Bauer aber fing an zu wettern: „Da hol' doch der Kuckuck die Republik, wenn der freie Schweizerbürger im eigenen Haus nicht mehr die Ordnung machen darf!"

Über dem Lärm waren die Nachbarhäuser wach geworden. Männer, Frauen und Kinder stürzten herbei und stellten sich sofort auf die Seite des Wagenlenkers. Durch solche Unterstützung ermutigt, begann er um so heftiger auf das „lumpige Militärwesen" zu schimpfen, so daß die herbeieilende Wache Miene machte, ihm die Tiere auszuspannen. Da hieb er auf diese mit der Peitsche ein, um die Kanone so rasch als möglich außer Gefecht zu bringen. Nun aber mußte er erkennen, daß er seine Rechnung ohne den Wirt gemacht habe. Die Soldaten von der Wache fielen den scheu gewordenen Kühen in die Halftern und entwanden dem Bauern die Peitsche. Sie wurden aber von den erbosten Tieren mitgeschleppt, hin- und hergezerrt, und führten mit diesen und der sonderbaren Kanone einen Ringeltanz vor der Kaserne auf, über dem die von allen Seiten herbeiströmende Bürgerschaft unter Hott- und Hüft-Rufen in ein tobendes Gelächter ausbrach, obschon sie von dem übelriechenden Sprühregen, der aus dem Spundloch spritzte, gesegnet wurden. Eben als die Tiere wieder beruhigt waren und die fürchterliche Kanone, die Mündung gegen das Portal gerichtet, zum Stillstehen gekommen war, eilten von zwei verschiedenen Seiten der Herr Oberst und Heinrich auf den Platz: Heinrich stellte sich, als er die Lage überblickte, so wie er war, in Hemdsärmeln und weißer Schürze, dem Obersten vor und bat ihn, den Bauern doch laufen zu lassen und an dessen Stelle ihn selber zur Verantwortung zu ziehen, da er ja der Auftraggeber sei! Allein es schien, der Oberst wolle nun einmal ein Exempel statuieren, um die Bürgerschaft an Botmäßigkeit zu gewöhnen. Er gab nur die ausweichende Antwort: „Mit Ihnen, Herr Bächlin, reden wir später!"

Die Ankunft des verhaßten Obersten reizte die Bürgerschaft nur noch mehr. Bereits umzingelten sie, baumstarke Metzger und Bäcker voran, die Kasernenwache, überwältigten einige Soldaten von hinten, und es gelang ihnen auch, des Bauern Peitsche zurückzuerobern, da gab der Oberst einem Offizier Befehl, einen Zug Rekruten aufmarschieren zu lassen.

Als die junge Mannschaft mit aufgepflanztem Bajonett auf dem Kampfplatz erschien, redete sie der Oberst an: „Nun zeigt euren Soldatenmut und beweist, ob ihr militärische Disziplin im Leibe habt; ob ihr eurer Ahnen, die bei Grandson und Murten fochten, würdig seid! Selbst gegen eure Mitbürger müßt ihr fechten können, wenn es eure Obern befehlen . . . Zeigt den Schwachen endlich einmal, daß der Starke Recht hat. Herr Lieutenant, räumen Sie mit ihrer Mannschaft den Platz, zerstreuen Sie die Bande unter allen Umständen! . . .

und koste es Bürgerblut!" schrie er nach einer kleinen Pause, daß es alle hören mußten.

Da erinnerte sich Heinrich von der Schulbank her einer pathetischen Stelle aus der Schweizergeschichte. Der Bürgermeister Niklaus Wengi von Solothurn, der sich vor die Mündung der Kanone stellte, mit der eine Partei der Bürgerschaft im ausbrechenden Bürgerkrieg die andere beschießen wollte, tauchte manhaft vor seiner Phantasie auf. Entschlossen stellte sich Heinrich neben das heißumstrittene Jauchefaß, zog mit mächtigem Ruck den Zapfen heraus und rief: „Eh' Bürgerblut fließt, lassen wir das da laufen!" . . . Ein Zischen! Und in prächtig sich spreitendem Strahl schoß die braune Brühe heraus und ergoß sich weit und breit vor dem anrückenden Zug der Rekruten wie das rote Meer vor den Ägyptern, welche das Volk Israels verfolgten. Die Mannschaft war mehr als betroffen, denn es war kein Mose unter ihnen, der den Stab gereckt und das Meer geteilt hätte. Sie schüttelten sich, rieben sich die von dem aufsteigenden Ammoniakdampf geätzten Augen und blinzelten damit, wie die Hühner, wenn's blitzt, bis sie wieder klar sahen. In den Kasernenfenstern hielten sich die Soldaten, die dem seltsamen Schauspiel nicht ohne Ergötzen zugeschaut hatten, die Nasen zu, verzogen das Gesicht zu bittern Grimassen nnd schlossen eilig die Fenster. Der Herr Oberst zog sich auf die Portaltreppe zurück, um nach der Übung großer Feldherren die Schlacht von erhabenem Standpunkt aus zu lenken. Aber ehe er noch Posto gefaßt und, um die Truppen anzufeuern, den Säbel recht entblößt hatte, war eine Wendung eingetreten. Der pfiffige Bauer hatte, den Waffenstillstand klug ausnützend, sich auf sein Fuhrwerk geschwungen, mit der Peitsche wild auf die verstörten Kühe eingehauen und war vom Kampfplatz verschwunden, ehe der Sturmangriff auf die Verderben speiende Kanone eingeleitet war. Unter allgemeinem Hohngelächter verschwanden auch die Bürger in ihren Häusern, verrammelten die Türen und riegelten die Läden nnd Fenster, als gälte es eine Belagerung auszuhalten.

Was war da zu machen? . . . Der Herr Oberst zog sich in die Kaserne zurück, setzte sich in der Fourierstube an den Schreibtisch und zerkaute in Wut einen Federhalter. Bald nachher trugen Unteroffiziere Briefschaften aus, und auf der Wahlstatt, die den bösen Gewässern in Dantes Hölle glich, erschienen Stadtarbeiter, die diese mittels Hydranten vom vergossenen „Bürgerblut" reinigten. Eine gesalzene und gepfefferte Beschwerde des Obersten über die rebellische Bürgerschaft von Aarwyl ging an den Vorsteher des eidgenössischen Militärdepartements in Bern ab. Für Heinrich war die nächste Folge die, daß, so lange das Platzkommando des Obersten dauerte, keinerlei Brot mehr ins Rote Haus geliefert werden durfte. Auch wurde Heinrich für sein Meisterstück von der Behörde mit einer gelinden Buße belegt.

Diese Schläge in die Kasse verwand Frau Bächlin mit ungestörtem Gleichmut. Sie wußte, daß in ihrer Backstube seit Jahrzehnten das beste Brot be-

reitet wurde und daß Kunden, die aus politischen Gründen abtrünnig geworden waren, immer wieder kamen.

Weniger gleichgiltig faßte Heinrich die Absage auf und fühlte sich genötigt, seine Mutter um Entschuldigung wegen seines dummen Steiches zu bitten. Sie aber antwortete zu seiner Verwunderung:

„Ich tadle dich nicht. Das war nach meinem Erachten die richtige Antwort auf die ewigen Nörgeleien und Rechthabereien des Säbelraßlers, der wieder einmal bewiesen hat, daß ein Oberst vom Genie bei weitem noch kein genialer Oberst zu sein braucht. Schon den Vater selig hat er in unerhörter Weise drangsaliert . . . Das fehlt jetzt noch, daß sich aus dem Schweizervolk heraus eine Militärherrschaft bildete, die ihre Geßler in die neuen Vogteien hinausschicken könnte, um da nach berühmten Vorbildern zu wirtschaften. Wenn der Herr Oberst zu reklamieren hat, soll er's am gehörigen Ort vorbringen und sich nicht eigenmächtig an friedlichen Bürgern vergreifen . . . Grund zu klagen, hat er ja freilich, das gebe ich zu. Aber wie sollen wir die Dinge anders einrichten, so lange wir keine Kanalisation im Städtchen haben? Und weshalb mußte man die Kaserne mitten hineinpflanzen? Solch große Unterkunftsräume brauchen doch vor allem viel Luft und Licht? . . .

Also wie gesagt, meinetwegen brauchst du dich nicht zu grämen. In dem Bubenstreich war Mannesart. Du hast gehört, daß man dich lobt und schätzt. Ich tu' es auch und hoffe nur noch, daß du auch in andern Dingen den Mann stellen werdest. Den Tag möchte ich noch erleben, da du eine Neigung, die mehr deinen Sinnen als deiner Sinnesart entspringt, mannhaft überwunden hast". —

Heinrich schwieg und die Mutter wollte nicht weiter in ihn dringen, da sie wohl wußte, daß jede Zwängerei ihn zu verhängnisvollem Widerstand reizen würde. Auch sah sie ja einen andern Weg vor sich, um zu ihrem Ziel zu gelangen. Sie fühlte sich um so mehr dazu ermutigt, ihn zu betreten, als ihr das Schweigen des Sohnes zu bestätigen schien, daß sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Immerhin galt es, einer raschen Entscheidung von seiner Seite vorzubeugen und also ein hinhaltendes Feuer zu pflegen, bis sie ihre Unterstützungen in der Person Margaretens zum Kampf herangezogen hatte.

Tag für Tag erfand sie neue Mittel, um Heinrich in ihrer Nähe zu behalten, ohne ihm lästig zu werden. Jeden Abend erschlossen sich ihm bei der Lektüre tüchtiger Bücher schöne Ausblicke in ein ihm bisher unbekanntes sonniges Land, neue Empfindungen bereicherten seine Seele, neue Gedanken und Ansichten seinen Geist, mehr und mehr fühlte er in seinem Innern eine junge Welt erstehen, das schimmernde Reich der Schönheit, das er wohl in der Schule schon geahnt, seitdem aber über der körperlichen Arbeit arg vernachlässigt hatte. Jetzt kam, unter dem Einfluß eines seelischen Kampfes, den er im stillen führte, das Bedürfnis über ihn, dieses Erdreich zu bebauen, an dessen Besitz ihn niemand tasten, den ihm niemand rauben konnte und der ihn beglückte.

Inzwischen aber wurde der Zustand der Mutter schlimmer. Der Arzt drängte und drängte, er wollte sie durchaus zu einem entscheidenden Schritte zwingen und lehnte jede Verantwortlichkeit ab, wenn sie sich nicht entweder für eine Operation oder eine Übersiedelung in eine Lichtkuranstalt entschließe.

So deutlich sie aber den Fortschritt der Krankheit bemerkte und so fürchterliche Schmerzen sie jeweilen bei der Auswaschung der um sich fressenden Wunde empfand, so weigerlich und beharrlich schüttelte sie den Kopf und verstand sie es, den Ausdruck ihres bittern körperlichen Wehs in ein freundliches, sieghaftes Lächeln aufzulösen, wenn der Arzt seine Vorschläge und Forderungen immer dringlicher darstellte.

„Lieber Herr Doktor," sagte sie einmal, „ist es denn wirklich nötig, daß ich noch ein Jahrzehnt lebe? . . So lieb mir die Erde ist, mit ihrem Sonnenschein und Regen, glaube ich, daß ich jetzt nicht an mich zu denken habe. Ich muß am Platze bleiben, auf Wochen, vielleicht Monate hinaus, mag dann nachher aus mir werden, was da will. Es will mir nicht in den Kopf hinein, daß man das Leben so viel als möglich verlängern, wohl aber, daß man es so fruchtbar als möglich gestalten soll Und ein fruchtbarer Augenblick, der letzte . . . das fühle ich bestimmt . . . ist jetzt für mich gekommen. Ich muß ihn nützen, muß ausharren . . . Sie verstehen mich, Herr Doktor, suchen Sie mich nicht länger in meinem Entschluß wankend zu machen".

An der Ruhe und Bestimmtheit, mit welcher sie ihre Bitte vortrug, erkannte er, daß er einer Frau gegenüberstand, die es gewohnt war, ihren eigenen Weg zu gehen und ihr Schicksal, soweit es in des Menschen Hand liegt, selber zu bestimmen! Und nun klang es wie Bewunderung aus seinem Munde, als er einlenkend entgegnete: „Es sollte mich nicht wundern, wenn Sie mit ihrem Willen sogar ihre Krankheit bezwängen!"

Der Arzt hatte die Patientin aufgegeben, der Philosoph in ihm wollte ihr eine letzte Möglichkeit eröffnen: „Das ist nämlich auch schon dagewesen!" fügte er hinzu. „Gott helfe Ihnen!"

Dem Sohne aber, der ihn hinterm Haus wieder abfing, redete er ins Gewissen, erklärte ihm, er solle sich mit dem Gedanken vertraut machen, seine Mutter bald verlieren zu müssen, und ihr deshalb zu lieb tun, was in seiner Macht stehe. Da stürmte Heinrich ohne Abschiedsgruß die Treppe hinauf, riß die Tür zu Mutters Stube auf und warf sich ihr zu Füßen. Sie saß auf dem Ruhebett und legte ihr sein Haupt in den Schoß und jammerte: „Mutter, Mutter, was tust du mir an! Du willst für mich sterben!"

„Warum soll ich nicht für dich sterben, da ich dich geboren habe?"

„O nein, Mutter! Ich beschwöre dich: nimm diese Last von meinem Gewissen! . . . Was willst du, daß ich tue!"

„Ich, Heinrich, will nichts. Du sollst es wollen. Du weißt schon, was. Überlege dir's und prüfe dich, ob du es nicht kannst und ob du es nicht dir selber schuldig bist".

Sie sprachen kein Wort mehr über die Angelegenheit, die beiden am Herzen lag, die beiden eine Gewissenssache geworden war.

Aber von diesem Tage an las er der Mutter jeden Wunsch von den Augen ab, war er unermüdlich um sie beschäftigt und besorgt und umgab sie mit der natürlichen Zärtlichkeit, die sich bei einem braven Menschen angesichts einer leidenden Mutter von selbst einstellt, wenn es ihm nicht an Herz gebricht.

Er führte sie an sonnigen Nachmittagen im Fahrstuhl hinaus ins Freie, in den Garten, der vor den Toren lag und wo sie immer etwas anzuordnen fand, zu Verwandten im nahen Dorfe, woher sie selber stammte, den Weg, den sie in der Mädchenzeit von da täglich zur Schule in der Stadt zurückgelegt hatte und an dem jeder Baum für sie voll Blüten der Erinnerung hing, dann auf die hohe Promenade am schönen Flußufer, wo man das breite Getal überschauen und dem muntern Kriegsspiel der Pontoniere drunten in der Tiefe am grünen Wasser beiwohnen konnte.

Sie war für seine Sorgfalt und Liebe erkenntlich und hütete sich wohl, ihm ans Herz zu rühren und es störrisch zu machen. Leidenschaftslos, aber mit beharrlichem Willen führte sie den stillen Kampf gegen die neue Flamme ihres Sohnes und wußte ihn vor der Berührung mit derselben fernzuhalten. Am gefährlichen Pfingstmontag, an dem sich viele Bürgerssöhne im Rothaus-Saale zum Tanze mit den Mädchen vom Lande einzufinden pflegten, wobei er Gelegenheit genug gehabt hätte, zu Bärbele zu gelangen, veranlaßte sie einige Freunde Heinrichs, ihn auf einen Ausflug nach Zürich mitzunehmen.

Als er am Abend, in ganz nüchterner Verfassung, aber durch den Verkehr mit den Kameraden und das neue, was er gesehen, fröhlich angeregt, heimkam und die Verkaufsstube betrat, blickte er sich voll Verwunderung um und rief: „Ja, was ist denn das? . . . Es sieht ja aus, als ob das Herrgöttlein von St. Blasien hier gewesen wäre! Eine ganz neue Ordnung! Alles glänzt von Sauberkeit, jeder Winkel, jede Fuge wie ausgefegt und ausgeblasen! Stäubt denn das Mehl auf einmal nicht mehr? . . . Gerade so sieht's aus, als hättest du einem jungen Bäcker den Brauttrossel hergerichtet und aufgestellt".

„Nimm an, es sei so!" sagte sie munter, „mir wär's schon recht! . . . Ein Herrgöttlein war freilich nicht im Spiel, aber ein herrgottliebes Mädchen! Und dazu ein rühriges, eines das Sinn und Schick hat! Es ist nicht nur sauber am Gewand, sondern nett von innen und außen, nicht umsonst eines Fein-Gipsers Tochter!"

„Also ist Margret dagewesen?" sagte er, und das Blut schoß ihm dabei in den Kopf.

„Freut es dich nicht?" fragte sie eilig anknüpfend.

Heinrich sah zur Seite und bemerkte nur: „Mutter, komm mit mir hinauf. Wir wollen noch ein Gesätzlein lesen. . . . Willst du?"

„Freilich will ich!“ sagte sie. Und beide verbargen eine Herzensfreude vor einander, die jedem um so deutlicher wurde.

Auf diese Weise bewahrte sie ihren Sohn vor dem Feuer, er sie vor den Dornen, und daraus ergab sich für beide ein gemächliches Zusammenleben, dem es nicht an Sonne fehlte, wenn auch ein dünner Dunstschleier vor ihrem glänzenden Schilde lag.

Dieser lichtete sich eines Tages für Heinrich insofern, als er von da an wußte, welchen Weg in die Zukunft er nicht zu gehen hatte. Es war im Zwielicht, Heinrich stand mit der Mutter allein in der Stube hinter der Gardine am Fenster und schaute gedankenlos auf die Straße hinunter, als plötzlich ein lichter Schein aus dem gegenüberliegenden Zimmer des Adjutanten sein Auge traf. Er kam von einem grellweisen Gegenstande her, und wie er, neugierig geworden, näher zusah, gewahrte er, daß es Bärbeles weiße Schürze war. Hinter ihr stand der Adjutant, der sie umarmte und ihr Hals und Wangen mit Küssen bedeckte, ohne daß sie sich sträubte.

Heinrich hatte zuviel gesehen, doch sagte er, indem er mit dem Fuß auf den Boden stampfte: „So jetzt hab ich genug!“

Die Mutter fuhr auf: „Wovon hast du genug?“

„Ich mag's nicht sagen,“ erwiderte er gedrückt.

„Aha, dann weiß ich schon, was es ist. Du hast ein paar gute Augen im Kopfe, und ich dachte, du würdest selber zusehen, würdest über kurz oder lang selber darauf kommen, bevor ich dich darauf stieße . . . Siehst, es hält für ein nicht ganz charakterfestes Mädchen in solcher Stellung schwer, nicht flatterhaft und leichtsinnig zu werden. Aber meine Sache ist es nicht, ein Mädchen schlecht zu machen.“ Weiter wurde das Ereignis zwischen Mutter und Sohn nicht besprochen. Die Selbstbeherrschung, die sie an den Tag legte, das Vertrauen, welches sie in seine eigene Intelligenz setzte, machten aber einen solchen Eindruck auf ihn, daß sich seine Liebe zur Mutter in Ehrfurcht verwandelte, und verliehen ihm jenes Selbstbewußtsein, das sich nicht mehr wegwirft.

Er verband die Enttäuschung, indem er nur rastloser arbeitete und die Mußezeit, die ihm zukam, freiwillig mit Beschäftigung ausfüllte, während er am Abend unaufgefordert zu den Büchern griff und mit wachsender Wärme las, bis sich das Bedürfnis nach Schlaf und Ruhe einstellte.

Allein je mehr er sich in seine Energie verbiß, desto ernster wurde er, anspruchsvoll und mürrisch gegenüber Geselle und Lehrling. Die Mutter sah wohl ein, daß ihr Sohn zum Lieben gemacht war und geliebt werden mußte, wenn sein besseres Teil nicht verkümmern sollte, und daß die Sonne der Kunst, an der sein Herz zu erwärmen begann, nur ein Widerschein der einen großen Sonne, der Liebe war, ohne die eine junge Menschenseele nicht wachsen und gedeihen kann.

Eines Abends setzte sich die Mutter hin und schrieb einen langen Brief, worin sie die Veränderung, welche mit ihrem Sohne vorgegangen war, gewissen-

haft darstellte, und am darauffolgenden Nachmittag ließ sie sich von Heinrich an ihren Lieblingsplatz auf der hohen Promenade fahren. Eben hatten ihnen gegenüber, am jenseitigen Ufer, die Pontoniere eine Brücke zu schlagen begonnen. Mutter Bächlin schaute nachdenklich der wohlgeordneten Übung zu und bewunderte die Sicherheit, mit der die Soldaten ohne Lärm und Gehast Ponton um Ponton auf gleicher Höhe verankerten, sie durch Balken verbanden und über diese Bretter legten, und wie mit jedem Brett die Brücke um einen Fuß näher rückte.

„Wenn sie nur selber ihrem Ziel so unentwegt näher käme!" dachte sie, als sie die wilden Rosen zum Kranz wand, die Heinrich aus der vor ihr blühenden Hecke herausgebrochen hatte.

In diesem Augenblicke knisterte das Kies am Boden hinter ihrer Bank, und eine schlanke, braunhaarige Jungfrau von entschiedener Haltung wollte vorüberschreiten. Die Mutter sah sich um: „Margret!" rief sie, „guten Tag Margret!" und in ihrem Gesichte leuchtete es von Glück. „Willst du dich nicht ein wenig zu uns setzen" und ihre Stimme bebte vor Freude und vor Schwäche. Heinrich erhob sich von der Bank und lud Margret ein, neben seiner Mutter Platz zu nehmen. Dann reichte er ihr die Hand und schaute ihr forschend in die Augen. Auf ihrem Antlitz lag der Ernst einer Enttäuschung, und die Linien ihrer Züge schienen viel von ihrer Weichheit und ihrem Schwung verloren zu haben. Das Leid hatte seine Verwüstung angerichtet.

Wie er sie von der Seite betrachtete, schwoll ihm das Herz in Wehmut. Lange brachte er kein Wort hervor. Jetzt griff er ungestüm nach ihrer Hand und drückte sie mit beiden Händen, indem er kaum die Tränen beherrschend, leise sprach:

„Margret, ich habe dir weh getan."

Sie blickte ihn mit großen Augen an und sagte:

„Auch du hast schwer getragen."

„Wie schön ist das Spiel da drunten!" unterbrach die Mutter die wieder eingetretene Stille. Jeder steht auf seinem Posten, jeder tut gelassen seine Pflicht, indem aller Augen auf dasselbe schöne Ziel, die Vollendung des Brückenbaues, gerichtet sind. Wenn alle im Leben, oder nur diejenigen, die zusammengehören, einander so treulich Handreichung gewähren wollten, wenn eins das andere stützen und fördern wollte im Hinblick auf gemeinschaftliche Vollendung . . . mir ist, die Menschheit könnte jederzeit eine goldene Brücke über den Strom des Lebens in ein gelobtes Land dieser oder jener Art schlagen . . . Kinder, Kinder, wenn ihr einander suchet, so werdet ihr einander finden!"

Als sie aufblickte, standen Heinrich und Margret in inniger Umarmung nebeneinander. Nun aber kniete die Jungfrau vor ihr nieder, legte ihr Haupt in ihre Hände und die Augen überströmten ihr vor Glück. „Seid mir eine liebe Mutter!" schluchzte sie. Da griff die Greisin nach dem Wildrosenkranz

und drückte ihn ihr ins dunkle Haar. Auch sie konnte sich der Tränen nicht erwehren, und brachte mit Mühe die Worte hervor: „Ich danke dir, Tochter!"

Schweigend saßen sie im Schatten der Platanen. Keines fand ein Wort. In ihren Herzen aber war es Frühling, und ein Vogel sang darin ein Lied, das er aus dem Himmel geholt hatte.

Als Heinrich seine Mutter zu Hause die Treppe hinauftrug, umschlang sie ihm den Hals, und als er sie auf das Ruhebett niedersetzte, sagte sie weich: „So leicht wie du trägt mich doch niemand! . . . Aber das nächste Mal, Heinrich, bringst du mich anders hinunter!" Er staunte sie erschreckt an. Sie aber lächelte: „Sieh, Heinrich, nun ich dich glücklich weiß, bin ich es auch, und nun kann ich gehen, wann es ist".

Nach wenigen Tagen nahm sie von ihren Nächsten Abschied, geruhig, oft heiter lächelnd, als hätte sie ihr Amt auf Erden zu ihrer Freude erfüllt.

Bald streckte sie sich im Sarge, und da war es Heinrich, als hätte er seine Mutter zum erstenmal so groß gesehen.

Er und Margret ließen es sich nicht nehmen, den Sarg hinunter zu tragen und in der dunklen Gasse aufzubahren, die jetzt allmälig vom Licht der weißblühenden Totenkränze erhellt wurde. Draußen auf der Hauptstraße stand eine große Masse schwarzgekleideter Männer entblößten Hauptes, nahm die Bahre in Empfang und gab der stillen Frau, sie zum Grabe geleitend, die erste und die letzte Ehrung. Der Oberst, dem der Arzt das Sterben der Bürgerin geschildert hatte, war ebenfalls zugegen. Er trat selber ans Grab heran und legte einen Kranz hin, den ihm ein Unteroffizier nachgetragen hatte.

Als die Leichenfeier beendigt war und alles auseinander ging, schritt er auf Heinrich zu, drückte ihm die Hand und sprach: „Ich bedaure den Hinschied ihrer Mutter; diese Frau war aus dem Stoff gemacht, aus welchem der Herrgott sonst die Heldinnen schafft".

Und auf dem Heimgang vom Begräbnis wagte der Arzt ein Wort, wodurch er Philosopheme, wie sie häufig seinem Munde entfielen, wenn das Recht der Starken bei ihm Trumpf war, Lügen strafte: „Ja, ja, Herr Oberst! Ich bin ganz Ihrer Meinung; nur glaube ich überdies, daß es nichts ist mit dem Recht des Stärkern, d. h. daß die Menschheit nicht für dasselbe besorgt zu sein hat, indem es immer von selbst gegolten hat und immer gelten wird, ferner hat man angesichts einer solchen Toten Grund zu fragen, wer der Starke ist. Der Wille zum Guten, will mir scheinen, macht die Menschheit stark und hilft den Tod überwinden. Denn aus der Opferung dieser Guten ersteht ein neues, hoffnungsvolleres und edleres Geschlecht; die Schwachen, die es manchmal nur äußerlich, körperlich sind, verfügen oft über unsichtbare Kräfte, die im stillen Großes wirken. Lassen wir also die Schwachen leben, denn sie erhalten die Starken!"

Der Oberst verabschiedete sich diesmal vom Arzte nicht nur mit militärischem Gruße, sondern drückte ihm in mitfühlendem Einverständnis die Hand.

Sein edles Benehmen gewann ihm mit einem Schlage die Sympathie der Bürger wieder. Die Folge war, daß die Beschwerden von Bern aus diesmal gehört wurden. Die Gemeindeversammlung beschloß, nicht zuletzt unter dem Eindruck von Heinrichs Meinungsäußerung, daß dem leidigen Übelstand, gegen den der Oberst mehrmals umsonst seine Autorität als Platzkommandant aufs Spiel gesetzt, abgeholfen werden solle. Aarwyl erfreut sich seitdem nicht nur der neuesten Einrichtungen, wie einer Wasserversorgung und des elektrischen Lichts, sondern die Kaserne ist verlegt worden und besitzt wie das Städtchen neben jenen Errungenschaften noch andere zweckmäßige Anlagen.

Zwei Gedichte von J. Reinhart

in Schönenwerd.

Erwartung.

Und ändlig goht's im Heimet zue,
s' ischt gar ne längi Zyt
Und s' Müeti weiss no nüt drvo,
s' meint wohl, i syg no wyt!

Es schloft dänk wohl scho lang deheim
Und traumt velicht vo mir,
Vom Bueb, wo i der Frömdi syg
Und s' Müeti nümme find'! —

Und wie n' ig s' Wägli uf cho bi
Brönnt s' Liecht im Stübli no,
Und s' Müeti ischt am Fänster gsi:
„s 'heb dänkt, ig müess hüt cho!" —

Nach dem Regen.

Derwyle-n-as mer gschlofe hei,
Het's g'rägnet mängi Stund,
Jetz stöhnd die Blüemli truurig do,
So wyt me goht und chunnd!

Do isch die lieb Frau Sunne cho,
Lacht jedes fründlig a
Und chüsst's und putzt em d' Tränli ab
So weidli, as sie cha.

Und seit und lacht: „Wie luegsch au dry!
Es isch doch fasch ne Grus!
Jetz weidli wieder s' Chöpfli uf;
Süsch lacht di s' Imbli us!"

Vor den Toren Roms.

(Von K. E. H. in Florenz.)

Wie eine Insel, deren steile Ufer aus dem Meere aufragen, erscheint einem Rom von den, vor dem Tore San Giovanni gelegenen, Hügeln der Campagna aus gesehen. Und nicht wir eine starre Fläche kommt einem die letztere vor, sondern wie ein stetig bewegtes Element, das von fernher seine Wogenreihen